

1. Januar

Die Gerechtigkeit des Unsträflichen ebnet seinen Weg, den Gottlosen aber bringt seine eigene Gottlosigkeit zu Fall. Sprüche 11,5

Der schwarze Schnee

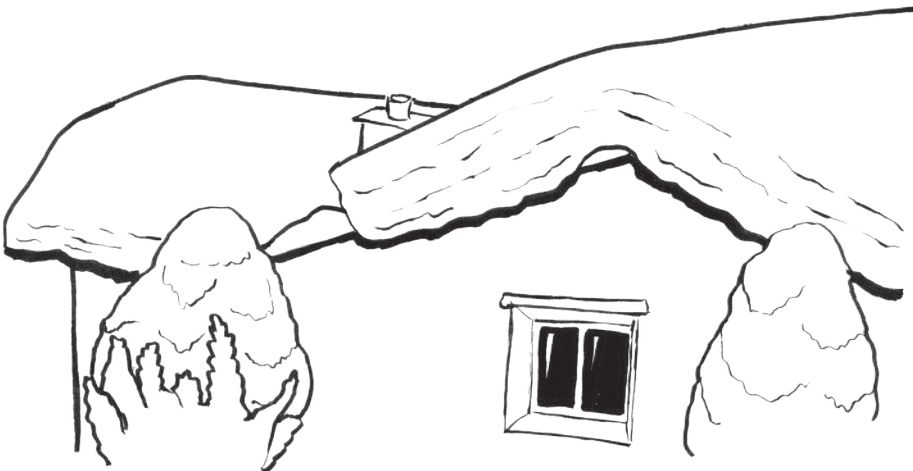
„Krrrach!“, hörte man hinter dem Fenster einen lauten, scharfen Knall. „Was war das?“, wunderten sich alle, die im Zimmer waren. „Als ob irgendetwas umgefallen wäre ...“

„Wahrscheinlich ist das ein Baum in der Grünanlage“, vermutete der Vater, während er zum Fenster ging und in die Dunkelheit hinausschaute, die mit dem Funkeln der Schneeflocken durchzogen war.

„Aber es ist doch überhaupt nicht windig“, widersprach Marina, während sie ihre Nase ans kalte Fensterglas presste. „Hört ihr, es knallt schon wieder.“

„Wir werden es morgen früh erfahren“, sagte die Mutter.

Als sie am nächsten Morgen aus dem Haus kamen, sahen sie ein erstaunliches Bild: Über Nacht war so viel Schnee gefallen, dass die Schneeberge zwei bis drei Meter hoch waren, die nicht nur die Bänke und Bürgersteige unter sich begruben, sondern auch die Autos. Der nasse Schnee hatte die Äste der Bäume so sehr zugeschüttet, dass sie sich bis zur Erde bogen, und viele von ihnen, selbst die dicksten, waren unter der großen Last zerbrochen. Das Schauspiel war gleichzeitig majestätisch und schrecklich.



„Das haben alles die Schneeflocken gemacht“, murmelte Marina nachdenklich. „Jede von ihnen ist so klein und so schön! Wenn es aber so viele sind, wird es schrecklich.“

„Das ist genauso wie die Sünden der Menschen“, seufzte der Vater. „Einzelnen kann jede von ihnen klein sein und sogar schön erscheinen. Aber wenn sie sich ansammeln ... Wie viele hohe Menschen sind umgekommen wie diese Bäume! Wenn man den Vergleich weiterführt, dann würde ich die Sünde einen „schwarzen Schnee“ nennen, der bestrebt ist, auf den ‚Ästen der Lebensstage‘ der Menschen kleben zu bleiben.“

„Schwarzer Schnee“, rief Marina aus. „Ich werde alles tun, damit es auf meinen ‚Ästen‘ keinen gibt!“

„Das ist schwer“, sagte der Vater. „Aber es ist möglich!“

Fragen:

1. Was hörte die Familie eines Abends von draußen?
2. Welches Bild sahen sie am nächsten Morgen?
3. Welchen Vergleich machte der Vater?

2. Januar

Wer aber einem von diesen Kleinen, die an mich glauben, Anstoß zur Sünde gibt, für den wäre es besser, dass ein großer Mühlstein an seinen Hals gehängt und er in die Tiefe des Meeres versenkt würde.

Matthäus 18,6

Dieters Neujahrsweg

„Dieter!!!“
Vaters Stimme klang sehr energisch. Da musste man schnell gehorchen. Eilig ging Dieter auf dem Weg nach oben sein Sündenregister durch. Hinter irgendetwas musste Vater doch gekommen sein. Ob Hanne wieder mal gepetzt hatte? War es, weil Dieter die Kekse von ihrem Weihnachtsteller aufgegessen hatte, oder weil er Doris die neue Puppe versteckt hatte? Oder – weiter kam Dieter nicht. Da stand der Vater schon am Treppenabsatz. Er hielt einen Brief in der Hand: „Du musst sofort nach Neudorf gehen“, sagte er, „Bringe diesen Brief zu Onkel Arthur und

warte auf Antwort. Es ist eine ganz dringende geschäftliche Sache, die wir nicht telefonisch erledigen können. Lass nur die Schlittschuhe hier, mein Junge, heute wird es doch nichts mehr damit. Morgen ist auch noch ein Tag, du Weihst sie dann ein.“

Dieter wagte keinen Widerspruch. Wohl war er froh, dass es „weiter nichts“ war, aber dass er nun nicht auf den Teich konnte, wo er sich doch so schrecklich gefreut hatte, dass nun endlich, endlich das Eis hielt! Konnte nicht Hanne gehen? Die war natürlich nicht zu Hause. Immer verdarben sie ihm die Freude, nichts gönnten sie einem. Natürlich, „Fräulein Hannelore“ musste ja zu Tante Luischen zum Geburtstag gehen, sie musste auf Doris aufpassen und Kuchen essen. Und er ... schrecklich, wie er immer behandelt wurde!

Immer mehr geriet Dieter in Wut. Da – drüben waren sie am Schlittschuhlaufen – er hörte den Lärm. Dieter setzte sich in Trab nach Neudorf. Erst einmal gucken gehen, das wagte er doch nicht. Vater verstand in solchen Dingen durchaus keinen Spaß. Vielleicht machte Onkel Arthur schnell und Dieter konnte nachher noch wenigstens ein Weilchen auf die Eisbahn.

Von wegen: Onkel Arthur und schnell! Das dauerte und dauerte! Tante Erna gab Dieter Kaffee und einen Teller mit Plätzchen. „Man merkt, dass sie keine Kinder haben“, dachte Dieter, „unsere sind so ziemlich alle.“ Aber es wollte alles nicht schmecken. Dieter sah fortwährend nach der Uhr, doch die hatte kein Erbarmen, sie lief weiter. Na, endlich. Onkel Arthur gab Dieter einen großen, dicken Brief, den er kaum in die Rocktasche bekam und ließ ihn mit vielen guten Ermahnungen gehen.

Wie lang der Weg heute war! Es wurde schon dunkel. An Eislaufen war kein Gedanke mehr.

Da stand am Weg ein altes Gestell von einem Geländewagen. Es war nichts mehr damit anzufangen. Dieter wusste das, er hatte ihn längst untersucht. So ein Geländewagen, der war prima. Der ging jeden Weg. „Kann ich auch“, dachte Dieter. Und schon war er selbst ein Geländewagen, sprang von der Straße ab in den dämmrigen Wald und nun ging es mit Gebrumm und Geächze durch Dick und Dünn.

Da sah er neben sich auf der Straße zwei kleine Gestalten, zwei Mädchen. Er merkte, dass die Größere sich dauernd umschaute. Hatte wohl Furcht. Ach, sieh da, das war ja Hanne mit Doris. „Warte, du Alte“, dachte Dieter, „dir mache ich erst Angst!“ Hanne hatte gewiss das Brummen und

Schnaufen des „Geländewagens“ aus dem Wald gehört und hatte Angst bekommen. Nun schlich sich Dieter leise, leise näher an die Kinder heran. Er quietschte und piepste – dann stöhnte und brummte er, hielt sich aber gut versteckt. Hanne wurde immer unruhiger. Sie ging schneller. Doris kleine Beinchen konnten gar nicht so schnell mit. Dieter nahm einen Brocken Erde und warf ihn hinter den Kindern her. Hanne blieb stehen und schaute sich um und zu den Bäumen hinauf. Doris fing an zu weinen. Hanne nahm das Schwesterchen auf den Arm. „Lass sie sich nur plagen“, dachte Dieter unbarmherzig, „ich habe auch rennen müssen.“ Nun heulte er wie ein wildes Tier und warf eine Handvoll Steine hinter den Kindern her.



Hanne konnte nicht mehr. Sie stellte Doris wieder auf die Erde. „Doli is bange“, sagte die Kleine, „kommt böse Mann, macht Doli tot.“ Ach, was sollte Hanne tun? Sie hatte ja selbst so große Angst, und es war noch ein gutes Stück durch den Wald zu gehen. Hanne fing auch an zu weinen. Da heulte es wieder in den Büschen, und es knackte und raschelte in einem fort. „Doris“, sagte Hanne, „wir haben in der Sonntagsschule gelernt, wir brauchen uns nicht zu fürchten, der liebe Heiland ist bei uns. Lass uns das mal dem lieben Heiland sagen, dass wir bange sind, dann wird er uns schon helfen.“ Dieter stand ganz nahe hinter einem großen Wacholderstrauch und hörte alles. Gerade wollte er wieder losheulen, da sah er, wie die beiden kleinen Mädchen mitten auf der Straße hinknieten. „Lieber Heiland“, sagte Hanne und Dieter hörte, wie ihre Stimme zitterte, „sieh doch, wir sind hier allein im Wald und es wird schon dunkel und wir sind so bange. Wenn da ein Tier ist oder ein böser Mensch, dann sag ihm doch, er soll fortgehen und hilf uns. Amen.“ Und Klein-Doris piepte mit ihrem feinen Stimmchen hinterher: „Ja, liebe Heiland, mach böse Mann ganz lieb, dass Doli nicht bange is.“

Nun gingen sie weiter, Dieter aber blieb ganz still stehen. Er war der „böse Mann“, ein ganz schlechter Junge, der seine beiden kleinen Schwes-

Nun gingen sie weiter, Dieter aber blieb ganz still stehen. Er war der „böse Mann“, ein ganz schlechter Junge, der seine beiden kleinen Schwes-

tern ärgerte! Und auch ihm fiel ein Vers aus der Sonntagsschule ein: „Wer der Kleinen einen ärgert, die an mich glauben, dem wäre es besser, dass ihm ein Mühlstein an seinen Hals gehängt würde und er ins Meer geworfen würde.“

Da hatte er ja etwas angerichtet! Wäre er nur nicht diesen neuen Weg quer durch den Wald gegangen! Nun hatte er sich gerade zu Neujahr vorgenommen in diesem Jahr alles viel besser zu machen, und da lud er sich gleich am 2. Neujahrstag so eine schlimme Geschichte auf. Ganz leise lief er voraus und sprang hinter der nächsten Wegbiegung auf die Straße. Dann ging er vor sich hinpfeifend, als ob nichts gewesen wäre, den Schwestern entgegen. Klein-Doris ließ seine Hand nicht los. Sie erzählte ihm eine wunderliche Geschichte von einem bösen Mann und einem Engel und vom lieben Heiland, dann aber fiel sie hin und fing an zu weinen. Dieter nahm die Kleine auf den Arm. Wie heiß ihr Gesichtchen war – und die Hände eiskalt. Hanne erzählte nun auch, wie sie Angst gehabt hätten und wie Doris und sie gebetet hätten und nun sei Dieter gekommen und sie seien doch so froh. Und da war auch schon ihr Haus, und aus dem Küchenfenster schien das Licht herab.

D Dieter konnte nicht einschlafen. Sein Gewissen brannte. Ob das auch für ihn galt, das Wort vom Mühlstein? Wie oft hatte er schon die Kinder geärgert, nicht nur seine Schwestern, auch fremde Kinder. Das war ihm so ein besonderes Vergnügen, wenn sie dann anfangen zu weinen. Ob der Heiland das alles merkte? Endlich war Dieter doch eingeschlafen. Mitten in der Nacht wachte er auf. Was war das für eine Unruhe? Im Flur brannte Licht, Doris weinte und schrie immer auf, dann hörte er ein Auto vor dem Haus und fremde Stimmen. Was war es nur? War jemand krank? Er stand auf und schaute durch die Türspalte in die Küche. Die Mutter saß auf einem Stuhl und hielt Klein-Doris auf dem Schoß. Doris' Gesichtchen brannte, sie schlug mit den Händen um sich und schrie ab und zu auf. Der Vater stand am Herd und sprach mit Dr. Möller. So – also in der Nacht noch hatten sie den Arzt geholt. Und Doris war todkrank und würde nun sterben – und Dieter war schuld. Was nun?

Der Arzt war fort. Mit Dieters Schlaf war es auch vorbei. War er nun ein Mörder, wenn Doris starb? Ach, er hatte die Kleine doch so lieb; sie war so ein zärtliches, freundliches Dingel! Nie, nie würden die Eltern ihm vergeben, dass er schuld sei, wenn die Kleine starb. Und was würde erst werden, wenn er selbst starb! Er wusste ja, dass einmal der Tag kommt,

an dem alle Menschen vor Gottes Richterstuhl treten müssen. Also auch er, Dieter Bergmann. Er wollte beten, es ging nicht. Er wollte nicht mehr daran denken – schlafen – es ging nicht.

Leise stand er auf. Durch einen Türspalt fiel Licht aus der Küche. Da war noch jemand auf. Er sah den Vater am Tisch sitzen, die Bibel vor sich. Ob er wohl gerade den schrecklichen Vers las vom Mühlstein?

Der Vater schaute auf. „Dieter, was ist, warum schläfst du nicht?“

Wie freundlich er sprach! Wenn er wüsste! Im Nu stand Dieter neben dem Vater. „Ach, Papa, Papa, ich bin schuld, dass Doris stirbt – wenn du wüsstest, was ich getan habe!“

Und dann bekannte Dieter seinem Papa, was er angerichtet hatte, nicht nur das von heute Nachmittag, sondern alles, alles. Er behielt gar nichts mehr für sich. „Und dabei wollte ich jetzt im neuen Jahr ein ganz guter Junge werden – wirklich, Papa, ich hatte es mir fest vorgenommen. Warum mache ich nur immer wieder so böse Sachen?“

Der Vater hatte seinen Jungen schon lange zu sich auf die Bank gezogen. Nun zeigte er ihm, dass er auf einem ganz falschen Weg war. Mit den guten Vorsätzen allein kann man nicht besser werden, da muss ein Stärkerer kommen und helfen – und dieser Starke ist der Herr Jesus. Wenn der im Herzen wohnt, dann kann man in seiner Kraft auch mit dem Teufel fertig werden. „Bisher hast du dem Teufel gehorcht, Junge“, sagte der Vater, „willst du nun dem Herrn Jesus gehorchen und im neuen Jahr Seinen Weg gehen? Sieh, so wie du heute auf dem falschen Weg Unheil angerichtet hast, kannst du auf dem neuen Weg Gutes tun. Du bist heute auch von dem falschen Weg wieder auf die richtige Straße gegangen und hast deinen Schwestern geholfen. So geh nun fortan auf dem richtigen Weg mit dem Herrn Jesus. Willst du das?“

Ob Dieter wollte! Jetzt sofort wollte er das dem Herrn Jesus sagen. Jetzt konnte Dieter beten – und er konnte auch für Doris beten, dass sie doch nicht sterben müsste. Ruhig ging er dann ins Bett zurück. Er hat diesen Tag nie vergessen – und die Nacht auch nicht. Klein-Doris aber wurde wieder gesund. Es waren die Masern.

Fragen:

1. Wo sollte Dieter hingehen?
2. Was geschah im Wald?
3. Was tat Dieter, als er nachts weder beten noch schlafen konnte?

3. Januar

Der Gerechte muss viel Böses erleiden; aber aus allem rettet ihn der
HERR. Psalm 34,20

Der gerissene Riemen

In den Niederlanden herrschte in diesem Jahr ein frostiger Winter. Die Bäume waren wie mit weißer Spitze behangen und die Flüsse und Seen schloffen unter dem Eis. Es war während der Gebetswoche. In einem der Häuser am Ufer des Sees hatten sich die Menschen aus den umliegenden Orten versammelt und lasen das Buch, das in aller Welt ‚Das Buch der Bücher‘ genannt wird. Unmerklich verging die Zeit und die Stunde des Abschieds kam. Einer der Brüder beeilte sich nach Hause zu kommen, da es schon dunkelte und er ziemlich weit entfernt wohnte.



Wie es in diesen Gegenden üblich ist, befestigte er die Schlittschuhe an seinen Schuhen und glitt zielstrebig auf dem Eis dahin. In der Nähe einer Uferbiegung geschah jedoch etwas Unvorhergesehenes: an seinem Schlittschuh riss ein Riemen. Der Mann versuchte die Enden zusammenzuknoten, aber es gelang ihm nicht. Das Leder erstarrte in dem Frost und gab nicht nach. Wer konnte jetzt helfen? Am Ufer stand ein Häuschen, aus dessen Fenster Licht in die Dunkelheit hinausdrang. Der Wanderer erreichte irgendwie das Haus und klopfte. Die Tür öffnete sich und auf der Schwelle erschien ein kleines Mädchen. Doch statt den Angekommenen zu begrüßen und zu fragen wer er wäre, stürzte das Mädchen fort und rief jemandem zu:

„Der Herr kommt!“

Der Gast war über diese Worte erstaunt und verwirrt. In diesem Moment erschien die Hausfrau, grüßte freundlich und fragte, womit sie helfen könne. Dann erklärte sie den Ausruf ihres kleinen Töchterchens:

„Mein Mann ist krank und wir sind in eine große Not geraten. Wie Sie sehen, wohnen wir abseits der anderen Ortschaften und mein Mann verlor die Hoffnung auf irgendwelche Hilfe. Ich habe aber gebetet und

meinem Mann versichert, dass man die Hoffnung nicht verlieren darf, dass der Herr uns nicht verlässt und zur Hilfe kommen wird. Ich verstehe, dass Sie uns nicht helfen können, aber Ihr Kommen erinnerte uns daran, dass wir nicht verlassen sind und das ist wichtig!“

„Warum kann ich denn nicht helfen?“, fragte der Mann, der sich in der Zwischenzeit den Schlittschuh mit dem Riemen festband, den die Frau ihm reichte. „Warten Sie ein wenig!“

Er ging wieder aufs Eis, wandte sich aber nicht seinem Haus zu, sondern eilte in die entgegengesetzte Richtung. Er traf die Brüder an, die sich noch über das gelesene Bibelwort austauschten. Sie wunderten sich über seine Rückkehr, doch der Mann schilderte gleich sein Erlebnis und die Not der Fischerfamilie, die so ganz abseits der anderen Ortschaften lebte.

„Ja, wir müssen helfen und wir werden helfen“, beschlossen die Brüder.

Am nächsten Morgen klopfte nicht ein einsamer Wanderer an die Tür des Häuschens, sondern die Bewohner der ganzen Umgebung. Jeder brachte Nahrungsmittel und warme Kleidung. Das war ein echter Festtag der Liebe und der Güte.

Fragen:

1. Was passierte einem der Brüder auf dem Heimweg?
2. Was erzählte die Mutter dem Mann?
3. Wie war die Reaktion der Brüder auf die Not der Fischerfamilie?

4. Januar

Überaus trügerisch ist das Herz und böse; wer kann es ergründen? Jeremia 17,9

Wie Jochen von einem Schneemann ermahnt wurde

„Jochen, iss“, sagte Frau Hansen zu ihrem Vierjährigen. Sie war glücklich, dass es wieder die guten Haferflocken gab.

„Ich mag nicht!“, rief der Kleine. Er hielt seine Hand ganz steif, dass er mit dem Löffel nicht zum Munde kommen konnte. „Da sind Fingernägel drin!“ „Aber Bübchen, das sind doch nur kleine Hülsen.“

„Nein, das sind Fingernägel“, weinte der Junge, „und ich mag nicht!“ Die Mutter wurde ganz traurig. Als aber alles nichts half, packte sie das Kerlchen, zog es aus und legte es ins Bett. Der Bub zappelte und schrie. Aber seine Mutter hatte eine feste Hand. Es gab noch einen Klaps. Jochen schluchzte in sich hinein: „Ich mag aber nicht!“, und schlief endlich ein.

Ganz früh wachte er auf. Seine Mutter war schon in der Waschküche. Als Jochen sah, dass Mutters Bett leer war, dachte er: „Nun lauf ich aber ganz weit weg.“

Jochen hatte seine böse Zeit. Und wenn das Böckchen über ihn kam, dann konnte die gute Mutter außer sich geraten. Er stand leise auf, zog Hosen und Schuhe an, nahm seine Jacke vom Stuhl, setzte die braune Pelzkappe auf, packte den kleinen Schlitten und schlich sich heimlich hinaus.

Es war noch früh am Morgen. Keine Spur war auf dem weißen Schnee zu sehen. Die Gartenpforte sah aus, als hätten sich über Nacht kleine Eisvögelchen auf die Latten gesetzt. Nichts war zu hören, als Jochen auf der breiten Straße des kleinen Städtchens dahinstapfte. Ganz einerlei war ihm nicht ums Herz. Immer wieder sah er an den Balken der Fachwerkhäuser empor. Oben an den Dächern hingen weiche Schneepolster. Es war, als könnten sie jeden Augenblick auf Jochen herunterfallen. Auf einer Laterne hing der Schnee, als habe eine Fee ihren weißen Pelz aufgehängt und vergessen.

Plötzlich blieb Jochen erschrocken stehen. Er war am Markt angekommen. Was war das? Mitten auf dem weiten Platz stand ein großer Schneemann. Jochen wollte lachen. Aber der weiße Mann stand so ernst da, sah gerade zu ihm herüber und schien geweint zu haben. Jochen sah sich um. Kein Mensch war da. Hinter einem Fenster



brannte ein schwaches Licht. Jochen sah wieder zu dem Schneemann. Er sah aus, als hätte er sich in einen riesigen Mantel gehüllt. Ein schwarzer Tiegel saß schief auf dem kahlen Kopf, als wollte er gleich abrutschen. Im riesigen Gesicht steckte eine mächtige Nase. Die rechte Hand hielt einen dicken Stock. Wie lange mochte der Riese schon so gestanden haben? Jochen wurde ängstlich. Der Schneekerl schaute unverwandt zu ihm herüber. Plötzlich machte der Bub kehrt und rannte die Straße zurück.

Daheim war die liebe Mutter tüchtig erschrocken, als sie von der Waschküche hochkam und entdeckte, dass der Bub fort war. Schnell warf sie ein Tuch über und verließ das Haus. Sie sah die Fußspuren und dachte: „Die Schuhe hat er auch verkehrt angezogen.“ Sie musste lächeln. Aber es war ihr doch bange ums Herz und sie sprach vor sich hin: „Lieber Gott, gib nur, dass mein Liebling in seinem Trotz nicht eine dumme Sache macht.“

Als sie um die Straßenecke bog, kam ihr der Junge entgegengerannt. Er hatte einen hochroten Kopf und weinte. Frau Hansen breitete ihre Arme aus, packte den Ausreißer und war glücklich, dass er wieder bei ihr war. Der Bub aber wollte sich gar nicht trösten lassen. „Der Mann guckt böse“, sagte er immer wieder, und es dauerte eine ganze Weile, bis Frau Hansen herausbekam, was für einen Mann er meinte. Da musste sie aber doch lachen.

„Wenn das die Jungen wüssten, die gestern die großen Schneekugeln gerollt und den Schneemann gebaut haben!“ Dann wurde sie ganz stille und dachte: „So ist es mit meinem Buben! Gerade so, wie es in der Bibel steht: ‚Des Menschen Herz ist ein trotzig und verzagt Ding: wer kann es ergründen?‘“

Als Jochen an diesem Morgen die Haferflocken noch einmal vorge-setzt bekam, war er ganz still und aß den Teller leer. Seine Mutter aber betete leise: „Du, o Gott, kannst das Herz wohl ergründen. Und du willst auch meinem Jochen helfen, dass er ein ganzer Mann wird.“

Fragen:

1. Was wollte Jochen nicht essen?
2. Warum lief er am nächsten Morgen fort?
3. An welchen Vers musste die Mutter denken, als sie ihren Buben wiederhatte?

5. Januar

Ein falscher Zeuge bleibt nicht ungestraft, und wer Lügen ausspricht, wird nicht entfliehen. Sprüche 19,5

Wer einmal lügt

„Onkel Theo! Onkel Theo! Komm schnell! Gusti ist auf dem Teich Schlittschuh gelaufen und eingebrochen!“, schrie Jost, die Tür zum Kuhstall aufreißend.

„Was sagst du da?“ Erschrocken sprang der Onkel vom Melkschemel auf. Er stieß dabei gegen den Eimer, sodass etwas Milch herausschwappte und sich auf dem roten Steinboden eine weiße Lache bildete.

„Hahahaha! Reingefallen! Reingefallen!“, jubelte Jost, von einem Bein auf das andere hüpfend.

In diesem Moment erschien auch Gustis blonder Schopf in der offenen Stalltür.

„Du hast es doch gewiss nicht im Ernst geglaubt, Onkel?“, fragte er lachend.

Dem Onkel stieg eine dunkle Röte in die Stirn. Seine Augen loderten. „Natürlich habe ich es geglaubt!“

„Hahaha! Aber Onkel, es war doch nur ein Scherz.“

„Ein Scherz, sagst du? Nein, mein Junge, das war kein Scherz mehr, sondern gelogen und das hätte ich von euch, die ihr doch dem Herrn Jesus nachfolgt, nicht gedacht.“ Onkel Theo drehte sich um und ließ sich schwerfällig auf den Melkschemel fallen.

Jost und Gusti machten betretene Gesichter.

„Ich dachte immer, du verstehst Spaß“, antwortete Jost beleidigt. „Komm, Gusti, gehen wir wieder.“

„Wohin denn?“, fragte Gusti mürrisch, den Kragen seiner dicken Joppe hochschlagend.

„Wir können doch noch ein bisschen Schlittschuhe laufen.“

„Mir ist die Lust vergangen“, knurrte Gusti.

„Mir nicht!“ Jost schob trotzig seine Unterlippe vor. „Ich lasse mir doch von Onkel Theo nicht den Nachmittag verderben. Der hat als Junge wohl nie irgendwelche Dummheiten gemacht?“

„Du weißt doch, wie er ist“, versuchte Gusti einzulenken. „Er meint eben, als Christ müsste man den ganzen Tag zu Hause sitzen und beten und Bibellesen.“

„So ein Quatsch!“ Jost kniete sich in den weichen Schnee und schnallte sich die Schlittschuhe an.

„Naja, ganz richtig war es ja auch nicht von uns, ihn so reinzulegen.“

„Ach komm, mach nicht so ein Sauergurkengesicht. Es war ja nur ein Scherz.“

„In den zehn Geboten steht aber doch: ‚Du sollst nicht lügen.‘“

„Mensch, Gusti, was ist denn auf einmal mit dir los?“ Jost richtete sich aus seiner gebückten Haltung auf. „Zuerst warst du mit allem einverstanden, und jetzt spielst du dich als Moralprediger auf. Was können wir denn dazu, dass Onkel Theo so übertrieben fromm ist? Los, schnall deine Schlittschuhe an! Ich fahre vor.“

Gusti sah dem Bruder nach, wie er leichtfüßig über das Eis glitt. Gusti krauste die Stirn. Der eine Satz des Onkels kam ihm nicht aus dem Sinn: „Das hätte ich von euch, die ihr doch dem Herrn Jesus nachfolgt, nicht gedacht.“ War es denn wirklich so schlimm gewesen? Sie hatten sich doch bloß einen Spaß erlauben wollen. Dass Onkel Theo so sauer reagieren würde, hatten sie nicht voraussehen können. Gusti seufzte tief. Vielleicht hatte Onkel Theo doch recht mit seiner Behauptung, dass sich solche Scherze für ein Gotteskind nicht gehörten.

„He, steh nicht da wie ein Ölgötze, komm aufs Eis!“, schallte Josts Stimme über den Teich.

Gusti zuckte leicht zusammen. Er war so in Gedanken versunken, dass er Josts Gegenwart völlig vergessen hatte.

„In der Mitte ist es noch nicht ganz so dick“, warnte Jost, als Gusti angefahren kam.

„Wir können ja am Rand bleiben.“

Gusti stieß sich mit dem linken Fuß ab und drehte auf dem glatten Spiegel des Teiches ein paar Kreise.

„Hallo! Hallo!“

Gusti blieb stehen. „Wer war das?“

„Henner. Schau, da kommt er.“ Jost wies zum anderen Ufer, wo die hochaufgeschossene Gestalt des Nachbarjungen hinter den kahlen Büschen auftauchte. Henner winkte mit beiden Armen. „Hält es?“, rief er.

„Ja, am Ufer geht es!“, erwiderte Gusti.

Henner hatte die Schlittschuhe angeschnallt und kam mit weit ausholenden Schritten angesaust. „Habt ihr es ausprobiert?“ Er hauchte in seine blau gefrorenen Hände.

„Was?“, fragte Jost erstaunt.

„Na, ob es in der Mitte hält.“

„Nein. Das sieht man doch.“

„Pah!“ Henner sah Jost verächtlich an. „So was probiert man aus.“

„Dann mach es doch“, entgegnete Jost mürrisch.

„Kommst du mit?“, lauerte Henner.

„Nee, mein Lieber, ich kann auf ein kaltes Bad verzichten.“

„Feigling!“, zischte Henner.

„Ich bin kein Feigling!“ Josts Augen begannen gefährlich zu funkeln.
„Das nimmst du zurück!“

„Ich denke gar nicht daran, du – du Muttersöhnchen.“ Lachend stieß sich Henner mit dem Fuß ab und fuhr davon.

Jost ballte die Hände zu Fäusten. „Das nimmt er zurück.“ Er knirschte mit den Zähnen.

„Lass ihn doch, den alten Angeber.“ Gusti legte beschwichtigend seine Hand auf des Bruders Arm. „Du weißt doch, dass er immer ärgern muss, wenn wir zusammen sind.“

„Komm doch, Mamakind!“, erscholl Henners Stimme über den Teich.
„Du Feigling! - Du lahme Ente! - Du Betschwester!“

„Jetzt reicht 's mir!“ Jost sauste los, das Eis sprang unter seinen Füßen, der eisige Wind schnitt in sein Gesicht. Er merkte in seiner Wut nicht, wie Henner ihn in heimtückischer Weise immer mehr in die Mitte des Teiches lockte.

Gusti, der noch am Ufer stand, merkte auf einmal Henners Absicht.

Kaltes Entsetzen packte ihn. Er legte beide Hände trichterförmig vor den Mund und schrie aus Leibeskräften: „Jost! Jost! Komm zurück!“

Doch Jost hörte ihn nicht. Er sah nur die biegsame Gestalt Henners vor sich, die er um jeden Preis einholen wollte.

Henner hatte fast die Mitte des Teiches erreicht, als er plötzlich einen Haken schlug. Das Eis krachte gefährlich unter seinen Füßen, doch er erreichte noch das rettende Ufer. Keuchend drehte er sich um. Seine Augen weiteten sich vor Entsetzen. Er wollte schreien, doch es wurde nur ein heiseres Flüstern: „Jost – nein – das habe ich nicht gewollt!“

Ein gellender Schrei hallte über den Teich, als die dünne Eisdecke unter Jost brach. Er taumelte, seine Hände suchten vergebens nach einem Halt – dann versank er in dem dunklen kalten Wasser.

Jetzt kam Leben in Henners vor Schreck erstarrte Gestalt. Auf dem Bauch liegend, schob er sich vorsichtig an die Unglücksstelle heran. Er

bekam Jost an den Armen zu fassen und versuchte ihn auf das Eis zu ziehen, als Gusti hinzukam.

„Schnell, hole deinen Onkel!“, stieß Henner keuchend hervor. „Allein – allein schaffe ich es nicht!“

Gusti sauste los. Völlig außer Atem erreichte er den Hof. Das große Scheunentor stand offen. Gusti rannte hinein. Im Dämmerlicht sah er den Onkel stehen.

„Komm schnell, Onkel Theo! Jost ist im Eis eingebrochen!“

Langsam drehte der Onkel sich um. Mit zusammengezogenen Augenbrauen sah er Gusti an: „Noch einmal legt ihr mich nicht rein.“

„Aber Onkel!“, schrie Gusti laut auf. „Jost ertrinkt doch!“

Der Onkel lachte kurz und trocken auf: „Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, mein Junge.“ Er wandte sich zum Gehen.

„Ich habe nicht gelogen!“ Gusti umklammerte den Arm des Onkels. „Schnell, komm. Henner schafft es doch nicht allein.“

„Lass mich in Ruhe!“, fuhr der Onkel ihn barsch an und versuchte, seinen Arm aus Gustis Umklammerung zu befreien.

„Lieber Heiland, dann hilf du!“ Schluchzend sank Gusti auf ein Bündel Stroh.

Onkel Theo blieb stehen. „Ist er wirklich eingebrochen?“ Seine Stimme klang rau vor innerer Erregung.

„Ja, ja!“

Mit hastigen Bewegungen riss der Onkel eine Leiter von der Wand, rief den Knecht und verließ dann im Laufschrift den Hof.



Jost richtete sich im Bett auf.

„Onkel Theo, kannst du mir verzeihen?“ Bittend streckte er dem Mann am Fenster die Hände entgegen.

Der Onkel drehte sich um und trat an das Bett seines Neffen. Unbeholfen strich er ihm über das Haar.

„Ein Scherz kann oft böse Folgen haben, mein Junge“, sagte er mit belegter Stimme. „Du hättest es beinahe mit dem Leben bezahlen müssen.“

„Ich war ja selber schuld“, entgegnete Jost zerknirscht. „Das war eben die Strafe. Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, auch wenn er dann die Wahrheit spricht. Ich werde es nie wieder tun, Onkel Theo!“, beteuerte Jost. „Nie wieder.“

Der Onkel sah Jost ernst an. „Du kannst Gott danken, dass es so gut ausgegangen ist und du nur eine tüchtige Erkältung davongetragen hast.“

„Das habe ich schon getan, Onkel Theo“, erwiderte Jost lebhaft. „Ich habe ihm mein Herz ganz neu übergeben.“

„Das freut mich aber sehr, Jost.“ Der Onkel nahm Josts Hand in seine schwierigen Arbeitshände.

Da wurde die Tür aufgerissen, und Gustis blonder Schopf erschien. „Jost, du bekommst Besuch!“

„Wer denn?“

„Henner!“

„Lass ihn reinkommen!“

Als kurz darauf Henner schüchtern das Krankenzimmer betrat, verließen der Onkel und Gusti den Raum.

„Jost – es tut mir leid“, stotterte Henner. Sein Gesicht war schneeweiß, die Augen standen voll Tränen. „Es – es war gemein von mir – dich in die – Mitte zu locken.“ Er zerrte ein nicht mehr ganz einwandfreies Taschentuch aus seiner Hose und putzte sich energisch die Nase.

„Es ist gut, Henner!“ Jost streckte ihm die Hand hin. „Komm, lass uns Freunde sein!“

„Willst du das wirklich?“

„Ja, es ist mein voller Ernst.“

„Du, Jost?“ Henner setzte sich scheu auf die Bettkante.

„Ja, bitte?“

„Als ich dich im Wasser festhielt und das Eis unter mir zu knirschen begann – da – da habe ich gebetet und gesagt, wenn wir beide hier lebend herauskommen, dann wollte ich – dann – dann ...“ Henner schluchzte plötzlich auf.

„Willst du ihm auch dein Herz schenken?“, fragte Jost mit vor Bewegung zitternder Stimme.

„Ja. Meinst du, dass er mich annimmt?“

„Na klar, Henner! Mich hat er ja auch angenommen. Komm, wir sagen es ihm jetzt gleich hier.“

Henner kniete neben Josts Bett nieder und übergab sein Herz und Leben dem, der auch für seine Sünden gestorben war.

„Nun hat sich doch alles zum Guten gewendet“, sagte Onkel Theo am Abend, als Jost ihm erzählte, dass nun auch Henner ein Gotteskind sei.

Fragen:

1. Womit hatten die Jungen ihren Onkel hereingelegt?
2. Warum wollte der Onkel es Gusti erst nicht glauben, dass Jost wirklich eingebrochen war?
3. Was wäre fast die Folge dieses schlimmen Streiches gewesen?

6. Januar

Es wartet alles auf dich, dass du ihnen Speise gebest zu seiner Zeit.

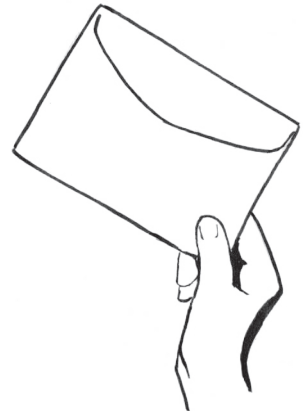
Psalm 104,27

Der Brief zum Himmel

Die Familie des kleinen Shan wanderte von Frankreich nach Amerika aus, um dort möglichst ein besseres Leben zu finden.

Die Zeit verging, doch das Leben wurde nicht besser. Der Vater sprach überhaupt kein Englisch und konnte deshalb keine Arbeit finden. In der Zwischenzeit wurde die Mutter schwer krank. Die Familie wurde immer ärmer und selbst für die einfachste Nahrung reichten die Mittel nicht immer aus.

Der kleine Shan dachte darüber nach, wie er seinen Eltern helfen könnte: für die Medikamente brauchte man ja auch Geld. Im Haus konnte Shan



schon alle Aufgaben erledigen, aber um Geld verdienen zu können war er noch zu klein.

Plötzlich erinnerte er sich daran, was in der Sonntagsschule gesagt wurde, die er in Frankreich besucht hatte: gehorsame Kinder haben immer einen guten Freund und mächtigen Helfer. Eines Tages nahm Shan ein Blatt Papier und einen Bleistift, setzte sich an den Tisch und schrieb so gut er konnte einen Brief an diesen guten Freund.

„Mein lieber Herr Jesus! Ich hatte Dich oft gebeten, uns zu helfen, aber Du hast mich wahrscheinlich einfach nicht gehört, weil viele mit ihren Bitten zu Dir kommen. Deshalb habe ich mich entschlossen einen Brief zu schreiben. Wir haben den großen Ozean überquert und sind hierhergekommen. Wir wollten besser leben, aber es klappt nicht. Papa findet keine Arbeit und Mama ist krank. Hilf uns! Wir wohnen in New York, auf der 145-ten Straße. Ich heiße Shan.“

Auf den Umschlag schrieb er: „Dem Herrn Jesus – in den Himmel“ und warf ihn noch am selben Tag in den Briefkasten.

Die Mitarbeiterin, die die Post sortierte, hatte vorher lange in Europa gelebt, konnte Französisch und war eine echte Christin. Die ungewöhnliche Adresse erregte ihre Aufmerksamkeit, sie öffnete den Brief und las ihn. Ihr kamen die Tränen und sie flüsterte:

„Nein, der Glaube des Kindes soll nicht enttäuscht werden.“

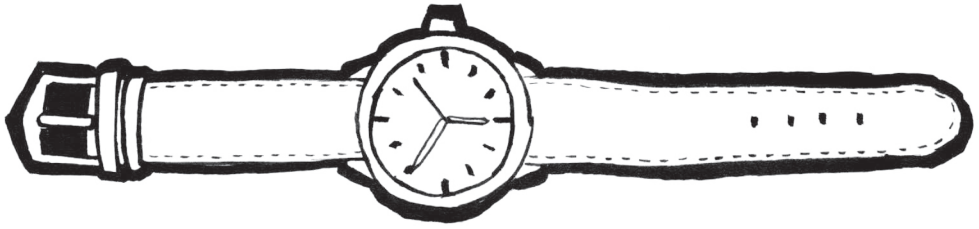
Noch am gleichen Abend erzählte sie ihren Freunden von dem Brief des kleinen Immigranten. Sie beschlossen gleich der armen Familie zu helfen. Jeder brachte, was er konnte: warme Kleidung, Lebensmittel, Geld. Ein großes und schweres Paket entstand. In das Paket legten sie einen Brief, der besagte, dass das alles an Shan im Namen des Herrn Jesus Christus geschickt wurde, und schickten es an die Adresse, die Shan in seinem Brief angab.

Seine Eltern waren erstaunt und erfreut, als sie unerwartet so ein hervorragendes Geschenk bekamen. Der kleine Shan aber klatschte in die Hände und rief: „Ich wusste, dass der gute Herr Jesus unbedingt antworten würde! Ich glaubte daran!“

Und er hatte recht in seinem Glauben.

Fragen:

1. Warum fand der Vater keine Arbeit?
2. Was tat Shan schließlich, um den Eltern zu helfen?
3. Wie fiel die Antwort aus?



7. Januar

Und kauft die Zeit aus, denn die Tage sind böse. Epheser 5,16

Peters neue Uhr

Sogar einen Sekundenanzeiger hat Peters neue Uhr und ein schwarzes Ziffernblatt. Das Lederarmband sitzt fest um seinen Arm. Wie ganz anders ist es doch, wenn man eine Uhr hat! Peter ist mächtig stolz und geht nach den Weihnachtsferien mit langen Schritten dem Schulhaus zu.

Ja, einige Tage nach Weihnachten war's, als Onkel Alfred zu Besuch kam. Er kann so viel erzählen von seinen Geschäftsreisen, von großen Fabriken und Maschinen, von Menschen, die er getroffen und gesprochen hat. Peter sitzt immer ganz dicht bei ihm und kann gar nicht genug hören.

Onkel Alfred hatte wieder einmal erzählt und ganz zum Schluss, als Peter ins Bett sollte, da hatte er ein Kästchen aus der Tasche gezogen und es vor Peter hingestellt.

„Das habe ich dir mitgebracht. Du sollst diese Uhr von mir haben, sie soll dich daran erinnern, die Zeit recht auszunutzen.“

Peter war vom Stuhl aufgesprungen, am liebsten hätte er Purzelbaum geschlagen in dem kleinen Wohnzimmer oder hätte sonst irgendetwas angestellt vor lauter Freude. Sagen konnte er nichts, gar nichts. Aber Onkel Alfreds Hand hat er lange geschüttelt und dabei gelacht! Nachts träumte er von vielen, vielen Armbanduhren, die sahen ihn mit ihren Ziffernblättern an wie Menschengesichter und die Zeiger sausten herum, dass es ihm wirr im Kopf davon wurde. – Ganz erleichtert, dass dies alles nur ein Traum war, sprang Peter am Morgen aus seinem Bett.

Und nun war er am Ende der Ferien auf dem Schulweg, die neue Uhr am Arm. Was würden die Klassenkameraden sagen?

„Mensch, renn doch nicht so“, schreit Willi hinter ihm her, „es hat doch noch gar nicht geläutet.“

„Nein, es ist erst 17 Minuten vor 8“, sagt Peter und sieht wie ganz selbstverständlich auf seine Uhr.

„‘ne Uhr?“, staunt Willi. „Die ist prima, gehört sie dir? Kann man die auch aufmachen und sehen, wie die Räder funktionieren? Wenn ich so eine Uhr hätte, das wär ‘ne Sache!“

„Ich möchte gar keine Uhr haben“, meint Hans-Werner, der das Gespräch der beiden gehört hat.

Willi ist empört. „Nun schlägt’s aber 13! Der will keine Uhr haben, du meine Güte! So ein Kerl ist mir noch nie begegnet! Warum willst du denn keine Uhr haben?“

„Erstens muss man dann immer aufpassen, dass man sie nicht verliert, und das ist mir lästig. Und dann kann man sich nie entschuldigen, wenn man zu spät nach Hause kommt. Und überhaupt, mit einer Uhr, da gehen die schönen Stunden noch schneller rum, und man weiß immer: das Tisch-Tennis-Spielen muss gleich aufhören, das Lesen muss gleich aufhören, es ist Zeit ins Bett zu gehen, es ist Zeit Schulaufgaben zu machen, es ist Zeit dazu und dazu. Immer an so was denken, das mag ich nicht. Und zum guten Schluss heißt es noch: ‚Jetzt ist es mit dem Leben aus‘, so wie bei dem Bernd Rauher, der vorige Woche ins Krankenhaus kam und dann ..., ihr wisst ja ...“

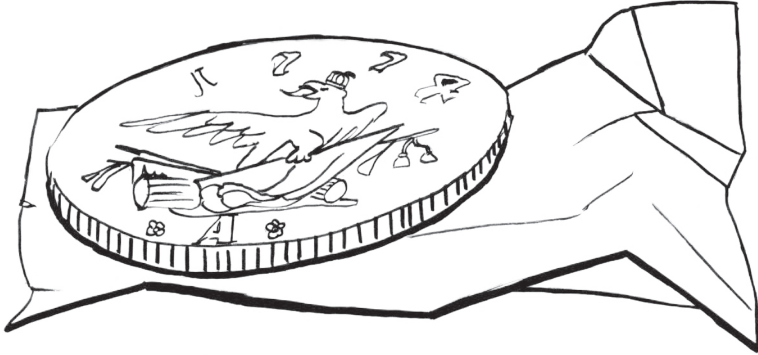
Willi und Peter können dazu nichts sagen. Sie sehen Hans-Werner an. Wie der nur auf solche Gedanken kommt?

Plötzlich fallen Peter Onkel Alfreds Worte ein: „Sie soll dich daran erinnern, die Zeit recht auszunutzen.“ Der Arm mit der Uhr wird ihm schwer, und was Hans-Werner da gesagt hat, ist auch gar nicht so dumm.

„Nutze die Zeit recht aus“, tickt Peters Uhr. „Nutze die Zeit recht aus!“, klingt’s in Peters Ohren, wenn er auf das schwarze Zifferblatt sieht. „Nutze die Zeit recht aus!“, spricht’s in seinem Herzen, und der kleine Sekundenzeiger läuft immer weiter.

Fragen:

1. Was bekam Peter von seinem Onkel geschenkt?
2. Welchen Wunsch gab er ihm mit?
3. Warum wollte Hans-Werner keine Uhr haben?



8. Januar

Stimmt dem HERRN ein Danklied an, lobsingt unserem Gott mit der Harfe, der den Himmel mit Wolken bedeckt, der Regen bereitet für die Erde und auf den Bergen Gras wachsen lässt; der dem Vieh sein Futter gibt, den jungen Raben, die zu ihm schreien! Psalm 147,7-9

Ein herrlicher Ausgang

Die Völkerschlacht bei Leipzig war geschlagen, und der korsische Eroberer zog mit seinen besiegten Heeren in Eilmärschen dem Rhein zu, verfolgt von den siegreichen Truppen der Verbündeten. Europa atmete auf, denn nach jahrelangem, blutigem, die Länder entvölkerndem Ringen bestand jetzt endlich die Hoffnung auf eine bessere, friedliche Zeit, in der Handel und Wandel sich wieder ungestört entfalten konnten.

In einem Hause des ärmeren Stadtviertels der preußischen Hauptstadt bewohnte eine arme, kränklich aussehende Frau mit ihren drei Kindern zwei kleine dunkle Zimmer. Obwohl die enge Behausung arm genug ausgestattet war, fehlte ihr doch nicht ein freundlicher Anstrich, da ihre Bewohnerin ihr eine gewisse Traulichkeit zu geben gewusst hatte. Alles in diesem kleinen, schmucklosen Heim war sauber und reinlich. Zwar gingen die Kinder, im Alter von acht, sechs und vier Jahren, barfuß und dürftig gekleidet umher, aber Anzug und Kleidung waren, wenn auch geflickt, in Ordnung.

An dem Tag, an welchem unsere Geschichte beginnt, schien ein besonderer Druck auf den Bewohnern der kleinen Wohnung zu lasten. Die Mutter saß tränenden Auges da und die Kinder standen in ängstlichem Schweigen um sie herum.

Die arme Frau hatte in der Tat Ursache traurig zu sein. Ihr Mann, preußischer Unteroffizier im Heer des greisen Feldmarschalls Blücher, stand in einem der Napoleon verfolgenden Regimenten und hatte seit geraumer Zeit nichts mehr von sich hören lassen. Die Frau war daher in größter Sorge um ihren Mann. Er war ihr durch viele Gefechte und Kämpfe langer, schwerer Kriegsjahre hindurch erhalten geblieben, aber dann war die mörderische Völkerschlacht gekommen und seitdem fehlte jede Nachricht. Sollte ihn jetzt, wo es den Endkämpfen entgegenging, noch eine Kugel getroffen haben? Sollte er vielleicht schon in kühler Erde ruhen?

Diese Fragen und Sorgen waren jedoch nicht das einzige, was die arme Frau bedrückte. Das wenige Geld, das ihr Mann ihr bei seinem Ausrücken hinterlassen hatte, war längst ausgegeben. Im Laufe der Zeit hatte sie auch einige ihr noch verbliebene Schmucksachen, Andenken an ihre Eltern und sonstige mehr oder weniger entbehrliche Gegenstände zu Spottpreisen verkaufen müssen. Aber auch der Erlös aus diesen Dingen war dahin. Schließlich hatte sie etwas Verdienst gefunden durch das Anfertigen kleiner, mit der Hand gearbeiteter Geldbörsen. Eines Tages aber war ihr mit Bedauern erklärt worden, es sei keine Nachfrage mehr nach diesen Täschchen, und so war auch diese Einnahmequelle versiegt.

Heute nun war sie in Tränen aufgelöst in ihre arme Behausung zurückgekehrt. Nur eine kleine Barschaft stand ihr noch zur Verfügung, und sie konnte die Stunden zählen, wo alles aufgezehrt sein würde, denn die Lebensmittel waren in jenen Zeiten fast unerschwinglich teuer.

Die Kinder waren hungrig und kein Brot war mehr im Hause. Da ging es der armen Frau ähnlich wie einst der Witwe von Zarpath. Sie steckte den Rest ihres Geldes ein und machte sich weinend auf den Weg, um für den Betrag Lebensmittel zu kaufen, sie mit ihren Kindern zu teilen und dann ...

Auch das Wetter draußen diente nicht zu ihrer Ermunterung. Es regnete in Strömen und der Himmel hing voll schwarzer Wolken.

Auf dem Weg zum Bäcker, es war um die Dämmerstunde, nahte sich ihr plötzlich ein feingekleideter Mann und fragte sie nach der Zeit. Schüchtern und verlegen entgegnete sie, es sei ihr unmöglich, die genaue Zeit anzugeben. Während sie mit dem Mann sprach, bückte er sich und hob ein gefaltetes Stück Papier, dessen weiße Farbe wohl seine Aufmerksamkeit erregt haben mochte, von der Erde auf. Er entfaltete es und zum Vorschein kam ein Friedrichsdor. (Ein preußisches Goldstück von ca. 5 Taler Wert.) Sich lässig zu der Frau wendend, sagte er: